XIII. CAPITEL.

Die Badgasse (heute Haidgasse).

Zur Zeit, als die Juden in dieser Gegend ihre Quartiere (Ghetto)[1]) hatten, bildete die **Badgasse** nach der Tandelmarktgasse die zweite Häuserzeile der alten Judenstadt. Hier bestand auch seit dem XVII. Jahrhunderte ein **Judenbad**, nach welchem diese Gasse ihren Namen erhielt. Die Badgasse wurde zwar von der Herrngasse (heute Grosse Sperlgasse) der Länge nach durchschnitten, setzte aber später, über die Herrngasse hinaus, ihre Häuserreihen fort und führte auf einen öden unbebauten Platz, den man mit dem Namen „**Auf der Haide**" bezeichnete, daher diese neue Fortsetzung der Strasse Haidgasse genannt wurde. Seit den Vierzigerjahren verschwand die alte Bezeichnung Badgasse und es wird jetzt der ganze Strassenzug (vom Haidplatze bis zur Taborstrasse) Haidgasse benannt.

Viele dieser Häuser tragen noch heute die unverkennbaren Spuren hohen Alters an sich. Die spitzigen Dächer und niedrigen Fenster, die schmalen Thoreingänge und Stiegen erzählen von den Tagen früherer Jahrhunderte und selbst die zahlreichen Sprünge und Risse in den halbvermorschten Gemäuern sind eine deutliche Handschrift der Zeit, die hier für Jedermann lesbar ist. Als eines der interessantesten Häuser verdient genannt zu werden:

Das Haus „Zur goldenen Artischocke" Nr. 285 (neu Haidgasse 8).

Mit dem Namen dieses Schildes hat es sein eigenes Bewandtniss. Ein gewisser Johann Schram, ein schlichter Gärtnerbursche in der Leopoldstadt, erbte zu Ende des XVIII. Jahrhunderts mehrere Gartengründe und wusste sich durch den Verkauf von selbst gepflanzten Artischocken ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben.

Er kaufte zuletzt das Haus Nr. 285 in der Badgasse, liess es im Jahre 1823 in die heutige Gestalt umbauen und gab dem Gebäude aus dankbarer Erinnerung an die Quelle seines Reichthums das originelle Hausschild „**Zur goldenen Artischocke**", damit es seinen Kindern ein Ansporn sei zur künftigen Thätigkeit und Arbeitslust!

Hier sei auch erwähnt, dass die Artischocke schon zu Anfang des XVIII Jahrhunderts als besondere Gemüseart nach Wien kam und auf den Tafeln der Reichen und Vornehmen als Leckerbissen nicht fehlen durfte. Rasch kam sie in Wien in die Mode und die Küchengärtner der Leopoldstadt konnten nicht Artischocken genug auf den Markt bringen. Es ist daher selbstverständlich, dass die Erzeuger dieser grünen Modewaare den Tarif recht hoch emporschraubten und einen bedeutenden Erlös erzielten. So erklärt es sich auch, dass in der Leopoldstadt noch heute Gebäude bestehen, die eine Artischocke im Hausschilde führen.[2])

Auch die Grünwaaren-Verkäuferinnen (eine eigene Wiener Specialität, die sich durch ihr kühnes, entschlossenes, munteres Wesen auszeichnete) machten dabei die besten Geschäfte. Kein Tag verging, an dem sie nicht alle ihre Vorräthe glücklich an den Mann brachten

---

[1]) Das Wort «Ghetto«, »Judenquartier« oder »Judenviertel«, wird vom talmudischen Worte »get« (Scheidung, Absperrung) abgeleitet, weil die Wohnhäuser der Juden von denen der Christen abgesperrt waren. Auch in der Leopoldstadt war dies der Fall. Das »Ghetto« der Juden bildete hier nahezu ein Viereck, das sich der Länge nach von der Kleinen Sperlgasse bis zur Oberen Augartenstrasse, der Breite nach aber von der Grossen Sperlgasse bis zur Taborstrasse erstreckte und mit den übrigen Strassen der Leopoldstadt in keinem Zusammenhange stand.

[2]) So z. B. existiren in der Rothen Sterngasse zwei Häuser, u. zw. das eine Nr. 429 (neu 9) im Jahre 1824 vom Gemüsegärtner Johann Schierstein erbaut und zu den „**Zwei Artischocken**" genannt, das andere Nr. 446 (neu 10) den Gemüsehändlerinnen Anna und Maria Aumüller gehörig und zu den „**Drei Artischocken**" beschildet. Das Haus Nr. 9 besteht noch heute unverändert, während das Haus Nr. 10 im Jahre 1849 in die heutige Gestalt umgebaut wurde. Von ersterem ist Julius Entmaier und von letzterem Josef Hesky gegenwärtig der Eigenthümer.

und dann lustig mit ihren leeren Butten wieder den Heimweg antraten. Bei dieser Gelegenheit pflegten sie ihre Butten eine in die andere zu stecken, was einen gar eigenthümlichen, seltsamen Anblick gewährte. Ein Bild aus jener Zeit ***sub Figur 69*** zeigt uns diese Grünwaaren-Verkäuferinnen.[1])

Aus jener Zeit datirt auch die Gewohnheit der Wiener, das Wort »Artischocke« als Scheltwort zu gebrauchen.[2])

Fig. 69. Gemüseverkäuferinnen nach abgehaltenem Markte.

[1]) Das Bild, von Passini gezeichnet und von ihm in Kupfer gestochen, aus der Zeit von 1810—1815, ist einer Serie von 10 Blättern über Wiener Volksfiguren und Volksscenen entnommen. Es ist 21 cm. breit und 15·5 cm. hoch und führt den Titel: »Gemüse-Verkäuferinnen nach gehaltenem Markte«.

[2]) Die Artischocke hat bekanntlich nichts weniger als eine edle oder schlanke Gestalt; der Wiener Volkswitz verfiel daher auf die Idee, eine kleine etwas unförmlich dicke, dabei aber affectirte Frauensperson scherzweise eine »Artischocke« zu nennen, ein Ausdruck, der noch heute im Munde des Volkes fortlebt, obgleich die Artischocke selbst längst schon im culinarischen Leben der Wiener keine Rolle mehr spielt.